

Daughterland
new voices

GUADALUPE NETTEL

DIE TOCHTER

Roman

Aus dem mexikanischen Spanisch
von Michaela Meßner

Luchterhand

Für meine Freundin Amelia Hinojosa,
die mir großzügig erlaubte, ihre Geschichte
in allen Details zu erzählen,
und mir die Freiheit ließ,
notfalls etwas dazuzudichten.

If you've never wept and want to, have a child.

David Foster Wallace, Incarnations of Burned Children

Scendono dai nostri fianchi
I lombi di tanti figli segreti

Alda Merini, Reato di vita

Der Mensch, der sich einem anderen gegenüber
für überlegen, unterlegen oder auch gleichwertig hält,
begreift die Wirklichkeit nicht.

Buddha, das Diamantsutra

Einem Baby beim Schlafen zuzusehen, ist, als betrachte man die Zerbrechlichkeit allen Menschenlebens. Seinem sanften und gleichförmigen Atem zu lauschen, bewirkt eine Mischung aus Ruhe und Andacht. Ich betrachte das Baby vor mir, sein Gesicht ist entspannt, ein wenig gedunsen, Milch rinnt ihm aus dem Mundwinkel, die Lider sind vollkommen, und mir kommt der Gedanke, dass jeden Tag eines der Kinder, die schlafend in all den Wiegen dieser Welt liegen, nicht weiterlebt. Es erlischt, lautlos wie ein Stern, der durchs Universum irrt, einer unter Tausenden, die weiterhin die Dunkelheit der Nacht erhellen, doch sein Tod beunruhigt niemanden, nur die engsten Verwandten. Die Mutter wird ihr Leben lang untröstlich sein, hin und wieder auch der Vater. Alle anderen nehmen die Tatsache mit erstaunlicher Resignation hin. Der Tod eines Neugeborenen ist so alltäglich, dass er niemanden üerrascht, und doch – wie können wir ihn hinnehmen, nachdem die Schönheit dieses unversehrten Wesens uns gerührt hat? Ich sehe das Baby schlafen, in seinem grünen Strampler liegt es da, der Körper ist ganz entspannt, der Kopf ruht zur Seite geneigt auf dem kleinen weißen Kissen, und ich wünsche mir, dass es am Leben bleibt, dass sein Schlaf wie auch sein Leben

durch nichts gestört wird, dass alle Gefahren der Welt von ihm abgewendet werden und der zerstörerische Sturm der Katastrophen an ihm vorüberzieht, ohne es zu bemerken. »Solange ich bei dir bin, wird dir nichts passieren«, verspreche ich, obwohl ich weiß, dass das gelogen ist, denn tief im Inneren bin ich genauso hilflos und verletzlich wie dieses Baby.

ERSTER TEIL

Vor wenigen Wochen sind in die Wohnung nebenan neue Leute eingezogen. Eine Frau mit einem kleinen Jungen, der offenbar, um es vorsichtig auszudrücken, mit seinem Leben nicht zufrieden ist. Gesehen habe ich ihn noch nicht, aber so viel kann ich allein vom Zuhören behaupten. Gegen zwei Uhr, wenn der Essensgeruch aus der Wohnung durch die Flure und das Treppenhaus unseres Mietshauses weht, kommt er aus der Schule. Jeder weiß, dass er jetzt da ist, denn er klingelt immer Sturm. Kaum hat er die Tür hinter sich zugezogen, gehen die Dezibel hoch, denn er schreit los, dass ihm nicht passt, was es zu Mittag gibt. Dem Geruch nach zu urteilen, ist das Essen weder gesund noch appetitlich, aber die Reaktion des Jungen ist wirklich überzogen. Er flucht und schimpft, irgendwie befremdlich bei einem Kind seines Alters. Außerdem knallt er die Türen und wirft alles Mögliche an die Wand. Und das hört nicht so bald auf. Seit sie eingezogen sind, habe ich drei Ausbrüche miterlebt, aber bis zum Schluss habe ich nie durchgehalten, sodass ich gar nicht sagen könnte, wie es endet. Er schreit so laut und verzweifelt, dass ich nur die Flucht ergreifen kann.

Ich muss gestehen, mit Kindern bin ich noch nie gut zurechtgekommen. Wenn sie mir zu sehr auf die Pelle

rücken, gehe ich ihnen aus dem Weg, und wenn sich der Umgang mit ihnen nicht vermeiden lässt, weiß ich nicht recht, wie ich es anstellen soll. Ich gehöre zu den Menschen, die sich völlig verkrampfen, wenn sie im Flugzeug oder im Wartezimmer eines Arztes ein Baby weinen hören und das keine zehn Minuten aushalten. Aber ich lehne Kinder auch nicht grundsätzlich ab. Wenn ich ihnen im Park beim Spielen zusehe oder beobachte, wie sie sich im Sandkasten um ein Spielzeug prügeln, amüsiert mich das durchaus. Sie sind ein lebendes Beispiel dafür, wie wir Menschen uns benehmen würden, gäbe es keine Anstands- und Höflichkeitsregeln. Jahrelang habe ich meine Freundinnen zu überzeugen versucht, dass es ein nicht wiedergutmachender Fehler ist, Kinder in die Welt zu setzen. Ich habe ihnen erklärt, dass Kinder, so nett und süß sie in ihren guten Momenten auch sein mögen, immer eine Beschränkung der Freiheit und eine wirtschaftliche Belastung darstellen, von den körperlichen und seelischen Herausforderungen ganz zu schweigen: neun Monate Schwangerschaft, weitere sechs oder noch mehr Monate Stillzeit, viele schlaflose Nächte, solange sie klein sind, und später dann, wenn sie in die Pubertät kommen, die ständige Sorge um sie. »Außerdem ist die Gesellschaft so eingerichtet, dass wir, und nicht die Männer, uns um die Kinder kümmern, und das bedeutet oft den Verzicht auf eine Karriere, auf Sachen, die man allein unternimmt, auf Erotik und manchmal sogar auf den Partner«, erklärte ich ihnen mit Nachdruck.

»Ist es das wirklich wert?«

Damals war mir Reisen sehr wichtig. Ferne Länder entdecken, über die ich wenig wusste, sie auf dem Landweg, zu Fuß oder in klapprigen Bussen, durchstreifen, ihre Kultur und ihre Küche kennenlernen, all das gehörte zu den Vergnügungen dieser Welt, auf die ich niemals hätte verzichten wollen. Ich habe einen Teil meines Studiums außerhalb Mexikos absolviert. Trotz meiner damals prekären Lebensverhältnisse betrachte ich diese Zeit immer noch als die sorgloseste Phase meines Lebens. Ein wenig Alkohol und ein paar Freunde, mehr brauchten wir nicht, um jede Nacht zum Fest werden zu lassen. Wir waren jung, und im Gegensatz zu heute steckten wir schlaflose Nächte problemlos weg. Da ich in Frankreich lebte, konnte ich selbst mit wenig Geld fremde Welten erkunden. In Paris verbrachte ich viele Lesestunden in Bibliotheken, ging ins Theater, besuchte Bars oder Nachtclubs. Nichts davon ist mit einer Mutterschaft vereinbar. Frauen mit Kindern können so nicht leben. Zumindest nicht in den ersten Jahren. Wollen sie einfach mal nachmittags ins Kino oder abends auswärts essen gehen, müssen sie vorausschauend planen, einen Babysitter kommen lassen oder den Ehemann überreden, auf die Kinder aufzupassen. Wann immer es also mit einem Mann ernst

wurde, erklärte ich ihm, dass er mit mir niemals Kinder haben würde. Fing er eine Diskussion mit mir an oder gab nur die leiseste Traurigkeit oder das geringste Unbehagen zu erkennen, führte ich sofort die Überbevölkerung der Erde an, das war ein triftiger Grund, humanitär genug, um nicht als verbittert oder, im schlimmsten Fall, egoistisch abgestempelt zu werden, wie es Frauen, die beschlossen haben, sich der traditionellen Geschlechterrolle zu entziehen, oft widerfährt.

Anders als in der Generation meiner Mutter, für die es undenkbar war, keine Kinder bekommen zu wollen, entschieden sich in meiner Generation viele dagegen. Meine Freundinnen zum Beispiel ließen sich in zwei gleich große Gruppen aufteilen: Die einen wollten ihre Freiheit aufgeben und sich für den Erhalt der Spezies opfern, die anderen waren bereit, in den Augen von Gesellschaft und Familie in Ungnade zu fallen, um ihre Autonomie zu bewahren. Beide Seiten vertraten ihre Haltung mit starken Argumenten. Natürlich verstand ich mich besser mit der zweiten Gruppe. Alina zählte auch dazu.

Wir lernten uns kennen, als wir Mitte zwanzig waren, was in vielen Gesellschaften immer noch als das beste Alter fürs Kinderkriegen gilt, doch wir hegten beide eine ähnliche Abneigung gegen das, was wir mit einem verschwörerischen Augenzwinkern »die menschliche Fußfessel« nannten. Ich promovierte in Literaturwissenschaft, und weder mein Stipendium noch meine freiberufliche Tätigkeit bot mir irgendeine finanzielle Sicherheit. Alina hatte einen anspruchsvollen, aber

gut bezahlten Job an einem Kunstinstitut und gab ihr Bestes, sich nebenbei zur Kulturmanagerin ausbilden zu lassen. Sie verdiente zwar doppelt so viel wie ich, schickte aber einen Großteil ihres Geldes nach Hause, um ihre Familie zu unterstützen: Der Vater war seit vielen Jahren krank und lebte allein in einem Dorf in Veracruz, während ihre Mutter nach einem Schlaganfall wieder auf die Beine zu kommen versuchte. Alina hatte früh jene Lebensphase erreicht, in der die Eltern auf uns angewiesen sind. Wie hätte sie sich da noch um ein Kind kümmern sollen?

Damals begeisterte ich mich für Wahrsagerei, vor allem Handlesen und Tarot hatten es mir angetan. Ich erinnere mich, wie ich eines Abends nach einer langen Feier, an deren Ende unter anderem zwei Gläser kaputt waren und der Balkon ein Flaschenfriedhof, mit Alina allein in meiner Wohnung saß. Die Schritte des letzten Gastes verhallten in der Rue Vieille du Temple, in der um diese Zeit keine Menschenseele mehr unterwegs war. Ich fragte Alina, ob ich ihr die Karten legen dürfe. Sie tat es nur mir zuliebe, denn sie war eine pragmatische Frau, der die Vorstellung, Botschaften von unsichtbaren Mächten zu erhalten, völlig abstrus erschien. Tarot war für sie offenbar ein Spiel wie jedes andere. Ich benutzte an jenem Abend ein komplexes Legesystem, das ihr ganzes Leben einbezog. Alina mischte die Karten mehrmals und legte sie dann an den Stellen, auf die ich deutete, vor sich auf den Tisch. Als alle Karten an ihrem Platz waren, drehte ich sie, da ich schon recht angezwitschert war und es so theatra-

lischer wirkte, sehr langsam um. Wie beim Entwickeln eines Fotos, das man in Silbernitrat taucht, kam allmählich die Geschichte zum Vorschein. In der Mitte der Heldenreise erschienen die Herrscherin, die Sechs der Schwerter, der Tod und der Gehängte. Die Karte mit dem Tod – die dreizehnte Arkana, die in vielen Tarotspielen gar keinen Namen trägt – bedeutet nicht immer, dass jemand stirbt, verweist aber auf eine radikale und tiefgreifende Veränderung. Alles deutete darauf hin, dass eine Tragödie ihrem Leben eine andere Richtung geben, es vielleicht sogar brutal beenden würde. So sehr ich mich auch bemühte, ich konnte meine Überraschung nur schwer verhehlen. Alina musste meine entsetzte Miene bemerkt haben, denn sie fragte besorgt, was ich in den Karten las.

»Hier steht, dass du ein Kind bekommen und ein Leben im Kloster führen wirst«, sagte ich mit einem verschmitzten Lächeln.

Alina schüttelte energisch den Kopf und lachte, wahrscheinlich dachte sie, es sei ein Scherz. Trotzdem sahen ihre großen schwarzen Augen mich fragend an, und ich nahm unterschwellig wahr, wie sehr das Gehörte sie beunruhigte. Wir tranken weiter, und nachdem wir ein paar Stunden später die letzte Flasche geleert hatten, verabschiedete ich sie vor der Haustür. Ich stieg wieder in meine Wohnung hinauf und legte mich, erschrocken über das, was ich gesehen hatte, ins Bett.

Monate später beschloss Alina, nach Mexiko zurückzukehren, wo sie eine gute Stelle in einer Galerie gefunden hatte. Ich dagegen blieb noch ein Jahr in Frank-

reich, und nach Abschluss meines Masterstudiums bereiste ich Südasien. Dort wanderte ich durch Berg und Tal, besuchte Tempel und buddhistische Pilgerstätten. Die Nonnen mit ihren braunen Gewändern und kahlgeschorenen Köpfen faszinierten mich. Sie hatten dem Familienleben abgeschworen, um sich dem Studium der Schriften und der Meditation zu widmen. Ich saß nur wenige Meter von ihnen entfernt und hörte sie singen; ihre Lieder unterschieden sich stark vom gutturalen Singsang der Lamas, sie rezitierten auch Sutras, die von Befreiung und dem Ende allen Leidens sprachen. Die Distanz stellte unsere Freundschaft unweigerlich auf die Probe. Manchmal bedeutet Distanz das Ende einer Freundschaft, so wie ein Frosteinbruch eine gute Ernte vernichten kann, aber auf Alina und mich traf das nicht zu. Wir schrieben uns weiter und riefen einander oft an, sprachen über die wichtigsten Dinge – Aurelios Auftritt in ihrem Leben, den Gesundheitszustand ihres Vaters, die Wahl meines Dissertationsthemas –, und so wuchs die Zuneigung, die wir ohnehin füreinander hegten, nur immer weiter.